

4 AB 10940 - 13.11.15

11

# In den zweiten Kriegswinter

## Rede

zum Antritt des Rektorates der  
Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin

gehalten in der Aula

am 15. Oktober 1915

von

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf



Berlin 1915

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt

Hochansehnliche Versammlung!

Werte Kollegen!

Liebe Kommilitonen!

Die Universität muß einen neuen Abschnitt des Lehrens und Lernens beginnen, während der Weltkrieg in seinen zweiten Winter tritt. Zwar stehen unsere Studenten zumeist im Felde und eben dahin drängen die Nachwachsenden, aber es werden doch so viele Lernbegierige durch Geschlecht oder körperliche Schwäche zurückgehalten, daß der Unterricht nicht still stehen darf. Und wenn wir auch alle, alt und jung mit dem Herzen draußen sind, so heißt es doch sich bescheiden und hier die Pflicht tun, die das Vaterland fordert. Ihn und unserer guten Sache kommt es wahrlich auch zugute, liebe Kommilitonen, wenn Sie wissenschaftlich denken lernen, das heißt die Wahrheit suchen unbeirrt durch alle Gefühle von Liebe und Haß, und sie bekennen ohne Furcht, Trotz bietend allen Versuchen ihr Licht zu trüben, einerlei woher sie kommen.

Die Gegenwart führt unser Denken immer wieder auf die Zeit vor hundert Jahren zurück, da mit dem wiedererstehenden preußischen Staate unsere Universität erstand. Und wenn heute ein Vertreter der Altertumswissenschaft das Rektorat übernimmt, so fordert die Pietät, daß er an ein Ereignis des Jahres 1815 erinnert. Als ersten doctor philo-

sophiae hat der neunundzwanzigjährige August Boeckh Eduard Gerhard promoviert. Gerhards Name lebt mehr noch als durch sein Wirken an unserer Universität und unserm Museum, das ihm Unschätzbare verdankt, durch die Stiftung des römischen Instituto di corrispondenza archeologica. Er war die treibende Kraft, aber die Gründung war international, und beteiligt waren Gelehrte aller Nationen. Ausgehalten haben nur die Deutschen, und erst als preußische und dann als deutsche Anstalt ist das Institut zu jener vornehmen Stätte der Forschung geworden, nach deren Muster die anderen Nationen ähnliche Anstalten errichtet haben, ohne die unsere entbehren zu können. Denn es ist notorisch, daß selbst die Italiener ohne unsere Bibliothek die archaologische Erforschung ihres eignen Landes nicht treiben können. Auch in Athen hat die École française sich wissenschaftliche Aufgaben erst gestellt, als unsere Zweiganstalt ihr zur Seite getreten war. Dieser Entfaltung von Forschungsinstituten in den Ländern der mittelhändischen Kultur geht die Entfaltung einer neuen Disziplin parallel, die wir Archäologie nennen. Winckelmanns weltbewegendes Wirken hatte nur der bildenden Kunst im höchsten Sinne gegolten; jetzt richtet sich die Archäologie auf Erschließung und systematische geschichtliche Verwertung der gesamten monumentalen Überlieferung. Auch was Berg und Meer, Flüsse und Winde lehren, ist einbezogen. Und wenn diese Arbeit, wie die geschichtliche Forschung überhaupt, zuerst auf dem griechisch-römischen Gebiete eingesetzt hat, so verwendet sie längst die dort gewonnene Methode überall, in Heimat und Fremde. Trotz dem Kriege setzen Deutsche die Aufdeckung von Babylon fort, und wenn in der Pots-

damer Römerschanze germanische und slavische Besiedelung geschildert werden kann, so gelingt es dank den in Troia und Pergamon gewonnenen Erfahrungen. Monumentale Lokalforschung hatte es vielfach gegeben, zumal in Italien; es war auch ein Wissen von tausend Kleinigkeiten aufgestapelt, die man Antiquitäten nannte, aber zu weit, ja überallhin reichendem Einflusse ist die Archäologie erst gelangt, als sich ihrer der Geist wahrhaft geschichtlicher Forschung bemächtigte, den vor hundert Jahren die Deutschen in der Zeit ihrer höchsten geistigen Kraft in die Welt gebracht haben.

Die Naturwissenschaften waren vorangegangen; jetzt schritten auch die Geisteswissenschaften über das wissenschaftliche Erbe der Hellenen fort, das sie zunächst sich wieder erwerben mußten, um es wirklich zu besitzen. Die Hellenen haben es nicht dazu gebracht, vergangenes Leben geschichtlich zu begreifen, schon weil sie keine fremden Sprachen lernten und sich daher in fremdes Seelenleben nicht hineinenden konnten. Wir sind gewohnt, die neue Epoche der historischen Forschung von Niebuhrs Berliner Vorträgen über die älteste römische Geschichte zu datieren, und der große Mann verdient es auch. Ihm widmet August Boeckh seine Staatshaushaltung der Athener, und Boeckh ist mit seinem Schüler Offried Müller der Begründer der wissenschaftlichen griechischen Geschichte. Aber jene an Talenten überreiche Zeit, über der der Geist unserer großen Philosophie und großen Dichtung schwebt, hat die verschiedensten Aufgaben in demselben neuen Sinne angegriffen. Savigny begründet die historische Rechtsschule, und bald beginnt Ranke sein Lebenswerk, den romanischen und germanischen Völkern ihre Gesamtgeschichte darzustellen.

Es ist geschichtlicher Sinn, wenn Schleiermacher zu den seit zwei Jahrtausenden mißdeuteten Gedanken des echten Platon vordringt: er legt die Grundsteine zu einer Geschichte der Philosophie. Wenn Philipp Buttmann in vorbildlicher Weise die griechische Grammatik darstellt und statt deskriptiver Regelmacherei die genetische Betrachtung durchführt, so erhebt er die von den Griechen überkommene Grammatik zur Sprachgeschichte. Die Geschichte des indogermanischen Sprachstammes begründet Franz Bopp durch die vergleichende Grammatik. Jakob Grimm erobert das germanische, nicht bloß das deutsche Altertum in allen Regungen seiner Seele. Und derselbe Grimm findet während des Wiener Kongresses Zeit für die serbischen Volkslieder. Wer hätte den Romanen die Philologie ihrer Sprachen anders geschaffen als Fr. Diez? Sind es Engländer gewesen, die die angelsächsische Poesie und Irland, aber die Schöpfer der keltischen Grammatik sind Zeuß und Ebel. Erobert haben die Engländer Indien, aber wo wären sie ohne die deutschen Gelehrten in der Erkenntnis von Indiens Sprachen, Religionen, Inschriften? Der Deutsche Max Müller hat in Oxford den Rigveda gedruckt, und in Madras ruht unser R. Pischel, nach Indien berufen, um Engländern und Indern Vorträge über Prakrit zu halten.

Das sind Tatsachen, und wenn Ignoranz und Lüge sie wegstreifen-oder-wegschweigen will, die Wahrheit läßt ihrer nicht spotten. Nun werden die wahren Gelehrten auch in den feindlichen Ländern diese Tatsachen ebenso wenig bestreiten, wie wir den Dank niemals vergessen werden, den wir den Völkern schulden, die vor uns und neben uns die Wissenschaft

gefördert haben. Das Leben Champollions hat eine deutsche Frau geschrieben. Uns war es doch nur eine Freude, wenn die Wissenschaft in demselben geschichtlichen Wahrheitssinne auch von den anderen getrieben ward. Wir wußten und wissen, daß jedes Volk seine besondere Begabung hat, also manches leichter und richtiger sieht als wir. Unbequem vielleicht, aber notwendig und segensreich war es, daß der Gebrauch der einen Gelehrtensprache sich immer mehr einschränkte, so daß jeder ernsthaftige Forscher mindestens die Hauptsprachen der Gegenwart lesen muß. Es ist wesentlich die Wissenschaft gewesen, die dem Deutschen diese Geltung errungen hat. Vor mehr als vierzig Jahren hörte ich einen jungen Italiener, der noch jetzt einen angesehenen Posten inne hat, aussprechen: „Der Archäologe muß Latein können, und dann Deutsch, natürlich Deutsch, und das Griechische kann er sich schenken, *e del Greco si passa*.“ Englisch kam damals für die Archäologie noch kaum in Betracht, was sich zum Glück geändert hat. Wenn so die Bearbeiter desselben Wissensgebietes die Schriften ihrer Mitforscher in deren eigener Sprache lasen, wenn im brieflichen Verkehre jeder seine Sprache schrieb, wie sollte sich da nicht auch Verständnis und mindestens Achtung vor der fremden Volksart einstellen? Tatsächlich gab es eine wissenschaftliche Gemeinschaft, die über die Erde reichte. Vor fünf Jahren haben wir sie bei unserm Jubiläum sinnfällig vor Augen gehabt. Das war nur ein Fest, und bei dem führt man leicht artige Reden. Aber z. B. in Athen, wo Deutschland, Österreich, Frankreich, England, Amerika ihre Schulen haben, zu denen jüngst Italien getreten ist, wo dänische, schwedische, holländische, belgische Gelehrte aus- und eingingen, war es

eine Herzensfreude, das einträchtige Zusammenarbeiten zu sehen. Zu dem russischen Institute in Konstantinopel bestanden freundschaftliche Beziehungen, und Griechenland bot ebenso einseitig wie hochherzig allen dieselbe Gastfreundschaft, ohne jene Eifersucht, die sich zuletzt bei den Italienern bereits fühlbar machte.

Soll nun all dieses zertrümmert sein? So scheint es. Und wie soll dann die Wissenschaft getrieben werden? Eine bange Frage. Sie gilt allgemein, sicherlich auch sehr dringend für die Naturwissenschaften, aber ich kann nur von dem reden, was ich verstehe, und ich muß auch persönlich reden. In meiner Wissenschaft waren die Wechselbeziehungen der Nationen besonders reger, und ich habe mich auch besonders bemüht, sie zu pflegen. Das war natürlich. Das Hellenentum ist nun einmal die gemeinsame Grundlage aller Kultur, nicht nur im Occident, sondern auch wohin sie direkt von Byzanz kam. Gehört doch selbst das Christentum zum Erbe des Hellenismus. So weisen denn diese Studien die Völker auf etwas ihnen allen Gemeinsames, und lehren sie einander auf diesem gemeinsamen Boden gelten lassen. Da zogen sich denn die Fäden freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Gelehrten aller Völker. Im Kriege müssen sie freilich auf dem Boden schleifen, aber sollen sie für immer abgerissen sein? Machen wir uns keine Illusionen. Wiedersahen werden wir einander nicht, werden wohl für den Rest des Lebens fremd-neben-einander-hergehen. Ein schwerer persönlicher Verlust, aber nichts ist zu schwer, wenn es das Vaterland fordert. Allein das fordert das Vaterland nicht, daß Lieb und Treu wie ein böses Unkraut ausgerauft werden, und im Herzen werde ich den Männern im feindlichen

Auslande nicht nur die schuldige Achtung, sondern die Freundschaft in Treuen bewahren. Ich zweifle auch gar nicht, daß mancher drüben ähnlich empfindet, selbst in der Pariser Akademie, die mich ausgeschloßen hat. Mir ist die Mitgliedschaft eine Ehre gewesen, weil sie der Ausdruck für tätige gemeinsame Arbeit war. Aber wie groß muß die Verblendung der Herren sein, wenn sie sich nicht klar machen, daß es für mich eine weit größere Ehre ist, auf unsern Diplomaten unsern Namen zu setzen *ex academia Parisina honoris causa electus*. Sie werden keine Ehre von ihrem Beschlusse haben. Leid tut mir nur die Arbeit, die die Franzosen ohne uns schon vorher nicht durchführen konnten; nach dem Kriege werden sie es erst recht nicht können. Schließlich kommt auf den einzelnen Mann wenig an. Aber die französische Regierung hat auch einem holländischen Gelehrten die Benutzung der Pariser Handschriften eines Kirchenvaters verweigert, weil er ihn in unserm Auftrage herausgeben wollte. Sie hat auch schon vor dem Kriege internationale Vereinbarungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs trotz der Bereitwilligkeit ihrer eigenen Gelehrten verhindert. Das ist ungerügt geblieben. Um die Wissenschaft nicht noch mehr zu gefährden, trägt man viel. Jetzt führe ich die Tatsachen an; sie bedürfen keines weiteren Wortes. Die Sünden des verblendeten Hasses werden sich selbst am schwersten strafen. Aber muß man nicht wirklich an der Zukunft des wissenschaftlichen freien Verkehrs verzweifeln?

Das sei ferne. Es kann mit dem commercium litterarum nicht anders gehen als mit dem commercium überhaupt. Jetzt sind wir mit Recht stolz darauf, daß unsere Landwirtschaft

und unsere Industrie uns gestatten aus eignen Kräften zu bestehen; aber das ist Kriegszustand. Wir tun es aus Not und werden es tun, so lange es notwendig ist, aber niemand zweifelt, daß nach dem Kriege sich der Welthandel, also auch der Verkehr zwischen feindlich gesonnenen Völkern durch das Schwergewicht der Dinge wieder herstellen wird. Auch die meisten wissenschaftlichen Arbeiten lassen sich nicht ohne ausländisches Material und ohne Forschung im Auslande durchführen. Schon das wird auch die Widerstrebenden zwingen. Aber das ist äußerlich. Die Liebe zur Wissenschaft, der Drang empor zu denselben Idealen, ist ein göttliches Feuer, und die Herzen, in denen es brennt, müssen sich einander trotz allem verwandt fühlen. Eros, der Mittler zwischen Göttern und Menschen, wird auch die Seelen wieder zu einander führen, sobald nicht die ebenso heilige Liebe zum Vaterlande unsere ganze Kraft des Leibes und der Seele in Anspruch nimmt.

Das ist die Zuversicht, durch die wir Alten uns darein finden, hinstirben zu müssen, ehe eine Harmonie sich erneut, an der wir uns erbauten, und die mit schrillum Mißklang zerriß. Sie, meine lieben Kommilitonen, sollen ihre Erneuerung erleben, sollen selbst das Ihre dazu tun. Jetzt werden Sie das nicht glauben, vielleicht gar nicht davon hören wollen. Ich verdanke es Ihnen nicht. In diesen Tagen wird selbst das kühlere Alter durch das Verhalten der Feinde und nicht weniger vorgeblich-Neutraler in einen heißen-Zorn-getrieben, so daß es sprechen möchte, fahret dahin. Wenn ihr von uns nichts wissen wollt, gut, so wollen wir von euch und allem euren auch nichts wissen. Aber nur einem Schulmädchen steht es gut, eine Fabel LaFontaines nicht lernen zu wollen,

weil sie französisch ist. Und lernen muß es sie doch. Wenn sich die andern dadurch schädigen wollen, daß sie keine deutschen Bücher lesen, warum sollen wir so dumm sein? Fürchten werden wir uns doch nicht, und schon die Klugheit gebietet, seine Feinde zu kennen. Eben darum haben die Franzosen vor dem Kriege wirklich fleißig Deutsch gelernt. Leider nur darum; wir hatten ihnen Besseres zugebraut. Die bloße Nützlichkeitsentscheidung wahrhaftig nicht. Dante und Michelangelo verlieren doch nichts von ihrer unsterblichen Größe, wenn sich die Italiener von heute unsere ehrliche Verachtung verdient haben. Wir werden uns die Freude an Montaigne und Diderot, an Shaftesbury und Sterne nicht verfallen lassen, und an Corot und Rodin auch nicht. Ja selbst Anatole France und Thomas Hardy sollen uns weiter vernützen. Wir wollen unsere deutsche Überlegenheit auf allen Gebieten behaupten. Nicht erst jetzt beklage ich, daß wir die slavische Welt zu wenig kennen und sie kennen zu lernen so wenig Gelegenheit war. Die Gegenwart lehrt, sollt' ich meinen, daß die Kenntnis des Russischen und Polnischen viel verbreiteter sein sollte, wieder nicht nur um die Sprache reden zu können, sondern um die Völker innerlich zu verstehen und richtig zu würdigen. Ich hoffe, daß sich der Staat entschließen wird, diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen. Ja, ich gehe noch weiter. Mindestens in den benachbarten deutschen Provinzen sollte bequemere Gelegenheit geboten werden, Dänisch, Schwedisch und Holländisch zu lernen, auch aus praktischen Gründen, aber vornehmlich, weil es unsere germanischen Nachbarn verdienen, daß wir sie in ihrer Eigenart kennen und anerkennen. Glauben Sie mir, Ibsen wirkt ganz anders,

wenn Sie ihn in seiner Sprache lesen. Es ist auch sehr nötig, daß wir den verbreiteten Irrtum los werden, daß Germanisch und Deutsch so ziemlich dasselbe wäre. Er verführt z. B. sehr oft dazu, daß die Götter der isländischen Lieder für deutsch gehalten werden, weil wir von den deutschen Göttern so gut wie nichts wissen. Die Geschichte hat es mit sich gebracht, daß Hoch- und Niederdeutsche zu einem Volke geworden sind, also das an sich dem Hochdeutschen ebenbürtige Niederdeutsch in Deutschland ein Dialekt geworden ist. Aber daß das Holländische selbständig ist, hat die Geschichte auch mit sich gebracht. Sie hat auch die Vlamen von den Holländern trotz der Sprachgemeinschaft getrennt, und Deutsche sind schon die Eyek nicht gewesen, Rubens und van Dyck erst recht nicht. Aber ein Volksstamm, der solche Männer hervorgebracht hat, darf fordern, daß er als selbständig anerkannt werde.

Der römische Dichter, der drei Seelen besitzen wollte, weil er drei Sprachen beherrschte, hat keinen glücklichen Ausdruck für das stolze Gefühl gewählt, fremdes Seelenleben zu begreifen. Er war der nationale Dichter seines Volkes. In der Tat wird erst derjenige seiner heimischen Art, ja seiner Sprache voll bewußt, der sie im Unterschiebe zu dem Fremden erfährt. Wer keine fremde Sprache kennt, weiß nichts von seiner eignen, das ist ein Goethescher Spruch. Sprache überhaupt kann man an der Muttersprache gar nicht lernen. Eine Gefahr für die eigne Sprache besteht nur so lange, als diese ungefestigt sich an fremden Mustern bildet. Diese Gefahr läuft die Sprache Goethes und Bismarcks nicht mehr; verjüngen soll sie sich immer aus dem Jung-

brunnen ihrer Volkssprachen und Dialekte. Nur halbe Bildung äßt nach; sie tut es aber nicht einmal vorwiegend in der Sprache. Jene widerwärtige Erscheinung soll freilich verschwinden, daß Müßiggänger beiderlei Geschlechts in englischer Kleidung zu englischem Spiele auf den Tennisplatz liefen — jetzt wachsen da hoffentlich Kartoffeln — und in einem oft schauerhaften Englisch die Bälle zählten. Am Nachmittage ward dann der Müßiggang beim *five o' clock tea* fortgesetzt. Diese Engländerei hatte sich in den letzten Jahren tief eingefressen, nicht nur bei uns, auch Franzosen haben es beklagt. Aber Frankreich hat sich seiner Freiheit begeben, und auch andere Länder, die sich ihrer Freiheit berühmen, tragen Englands goldene Fesseln. Wie lange noch? Ein englischer Dichter hat ein Bild gemalt, das sich auf sein Land wohl anwenden läßt, *the Picture of Dorian Gray*. Vor der Welt wandelt der heuchlerische Sünder in scheinbar unwandelbarer jugendlicher Schöne; aber nur weil er ein ängstlich-verborgenes Portrait besitzt, das Zauberkraft gemalt hat. In dieses graben sich die Furchen der Laster, seine Züge verzerren sich zum Todesgrinsen der Schuld: bis zum Tage des Gerichtes, des Selbstgerichtes.

Der Einfluß Frankreichs war schon keine Gefahr mehr für uns, aber zu gut hatten wir doch über die Franzosen gedacht. Grade wem der vorige Krieg Gelegenheit gegeben hatte, die französische Provinz kennen zu lernen, hoffte auf eine Versöhnung. Nun zeigt sich, daß das Gift des Hasses, mit dem Paris das ganze Volk genährt hat, die Urteils- und Zurechnungsfähigkeit durchaus zerstört hat. Nehme denn der Niedergang von einstiger echter Größe seinen Verlauf. Aber

verwundern dürfen wir uns nicht, daß noch viele, zumal romanische Völker, in dem Glauben an die Überlegenheit des französischen Genius verharren. Denn eins verstehen die Franzosen immer noch, die Kunst der Aufmachung, die Putzkunst, wie Platon sagt, die schöne Pose und die schöne Phrase. Sie haben nur zu lange unter uns Glauben gefunden, grade auf politischem Gebiete, und die Phrasen gehen noch immer um; auch damit muß entschieden aufgeräumt werden. Freiheit und Gleichheit sind schöne Worte; sie sind in Frankreich zu allen Zeiten nur Worte gewesen; immer hat das Volk den jeweiligen Herren von Paris gehorchen und steuern müssen. Nach der Freiheit der Panamisten und Apachen werden wir nicht mehr verlangen. In der willigen Hingabe von Gut und Blut, in der freudigen Unterordnung, die unser Volk seit Kriegsbeginn beweist, bewährt sich eine andere, ehere Freiheit. Erzwingen läßt sich so etwas nicht; das vermag nur ein freies Volk. Das Feuer des Krieges läutert. Mögen wir aus ihm hervorgehen gereift zu der Selbststicherheit, die uns noch häufig gebrauch, frei von hoffärtiger renommistischer Pose, frei auch von jener eklen Nörgelei, aus der gewisse Vögel der Presse gern das eigene Nest beschmutzten.

Noch lodern die Flammen des Kampfes: ausharren werden wir, bis wir ohne Schonung die Zukunft unseres Reiches gesichert haben. Noch umgibt uns Hass; da gilt die Losung *oderint dum metuant*. Auch das muß wohl einmal anders werden. Aber alles liegt in einer Zukunft, über die nur ein Prophet reden dürfte. Nur eins wissen wir: deutsch sind wir und werden wir bleiben. Und eines hoffen wir: eine Erschlaffung und Enttäuschung wie vor hundert Jahren soll nach der unge-

heuren Anstrengung nicht folgen. Das erste recht zu erreichen, vor dem zweiten uns zu hüten, dazu ist die beste Vorbereitung von den großen Männern zu lernen, die vor hundert Jahren in dem Glauben an ein Deutschland, das nur in der Idee bestand, die Kraft fanden, die Knechtschaft abzuschütteln, die dann aber beiseite treten mußten. Wilhelm von Humboldt, der Staatsmann und Denker, dessen Stimmungen und Entwürfe erst in den letzten Jahren recht zugänglich geworden sind, ist der beste Lehrer. Wie er sich von schrankenlosem Individualismus zur Hingabe an den Staat durchringt, das brauchen wir nicht mehr zu lernen. Aber wie ergreift es uns, wenn er die Sehnsucht nach Rom und den Genüssen geistiger Arbeit im Herzen das Wort spricht: es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte als Deutschland. Er spricht es, als die politische Hoffnung am tiefsten steht, als er selbst durch kleinliche Eifersucht von der Leitung des Unterrichts wesens abgedrängt wird und seinem Könige zu Liebe einen unbegehrten Posten übernimmt. Unsere Feinde pochen auf einem Gegensatz zwischen dem Deutschland Goethes und dem Bismarcks. Ganz leer ist das nicht, und daß beide sich ganz verschmelzen, ist eine Aufgabe der deutschen Zukunft. Aber in Humboldts schönheits- und wissensdurstiger Seele lebt bereits ebenso stark das Gefühl der Pflicht gegen den Staat. Darum ist er vorbildlich.

Wenn wir deutsch bleiben, in immer vollere Sinne deutsch werden wollen, so gehört dazu, daß wir den Reichtum unserer tiefgegründeten, auf das Ganze und Ewige gerichteten Bildung bewahren und mehren. Wer sie preisgeben will, und uns statt dessen Macht und Reichtum und die Genüsse, die



sich kaufen lassen, bietet, wer in der Beschränktheit oder besser der Borniertheit nationalistischen Dünkels die Ideale unserer Väter zertrümmern will, der will uns in Wahrheit unser Deutschthum rauben, gerade weil er auf den Namen pocht. Das Frankreich schon Ludwigs XIV. und noch mehr das der Revolution glaubte die Welt zu beglücken, wenn es ihr seine Sprache und Sitte, am Ende seine Herrschaft aufnöthigte. England hält sich für das auserwählte Volk, dem gegenüber alle andern so oder so zur Abhängigkeit bestimmt sind. Weder diese noch jene wollen wir nachahmen, weder die Weltherrschaft Roms noch den nationalistischen Bildungsdünkel des Hellenismus. Deutsch wollen wir sein und bleiben, so wie es uns die Geschichte vorgezeichnet hat.

Als die germanischen Stämme nach Süden vorbrachen, wurden Gothen und Burgunden, Franken und Longobarden von der älteren Bevölkerung der eroberten Lande aufgesogen und trugen nur zu der Erstarkung der neuen romanischen Völker bei. Einwanderer aber sind auch die Stämme, welche Süd- und Westdeutschland besetzten. Herr Maurice Barrès hat mit gewohntem Gezeter von deutscher Tendenzfälschung geredet, weil einzelne Forscher die meiner Ansicht nach irrige Meinung aufgestellt haben, schon zu Caesars Zeiten hätten Germanen bis nach Metz gesessen. Wenn er alte Völkergeschichte bei uns gelernt hätte, könnte er die keltischen Reunionskammern für alle Lande um den Rhein und die Donau aufmachen. Überall haben Kelten einmal gewohnt; Böhmen heißt nach einem keltischen Stamme. Solche vorzeitlichen Zustände sind praktisch ohne Bedeutung. Die Gothen haben einmal in Stidrußland ein Reich gehabt und sind in der Krim

erst vor wenig Jahrhunderten ausgestorben. Vorher hatten sie im Weichsellande gesessen, und die ältesten uns bekannten, vielleicht überhaupt die ältesten Bewohner unserer Mark sind Germanen gewesen. Das ändert nichts daran, daß östlich von Saale und Elbe alles altslawischer Besitz ist, von den Deutschen in harten Kämpfen erobert und besiedelt. Nur so weit zurück reicht die bewußte geschichtliche Kontinuität. Die Eroberer dieser Lande waren bereits Deutsche. Denn die politische Geschichte hatte aus verschiedenen Stämmen eine Nation gemacht, freilich noch kein einheitliches Volkstum. Deutsche waren diejenigen Germanen geworden, die zwar die Religion und Kultur der Romanen übernommen, aber Sprache und Eigenart behauptet hatten. Durch die innerliche Kraft, beides zu erreichen, waren sie zu Deutschen geworden, und vermittelten nun Religion und Kultur an Nordgermanen, Westslaven und Magyaren. Die Fähigkeit, das fremde Gute aufzunehmen, ohne sich zu verlieren, haben die Deutschen immer wieder zu ihrem Heile bewährt. Der Minnesang und das höfische Epos des Mittelalters sind aus der Nachbildung romanischer Vorbilder zu innerlich gesteigerter Dichtung erwachsen. Wolframs und Gotfrieds Verse sind voll von romanischen Wörtern, die zum größeren Theile wieder abgestoßen sind; aber ihren deutschen Wesen tut das keinen Eintrag. Unsere romanischen und gothischen Dome sind deutsch, auch wenn der ältere Stil seine Herkunft im Namen trägt und die Gothik aus Frankreich stammt. Und deutsch sind die Renaissance-Rathäuser und die Rokoko-Schlösser. Gelernt haben wir an dem lateinischen Humanismus, bei Italien, Frankreich und England, aber lernend wurden wir reicher, machten uns das Gute zu eigen und

stießen das Fremdartige ab. Die Welt war nun einmal schon alt, als das Germanenvolk aus dem Dämmerzustande der Kindheit hervortrat, und auf dem Boden der alten Kultur mußten die Romanen einen Vorsprung haben, für uns Vermittler und Lehrmeister sein, bis die Zeit der Reife auch für unser Volk kam. Vor vierhundert Jahren hatte es der Welt eine Verjüngung und Vertiefung der Religion gebracht, denn eine solche hat auch die alte Kirche im Widerstande gegen die Reformation erfahren. Endlich vor hundert Jahren erstand eine deutsche Gesamtkultur, an der Teil zu haben für den vollgebildeten Menschen hinfort unerlässlich ist, mag er wollen oder nicht. Unsere Feinde würden geistig nicht mehr als voll zählen, wenn sie ihre kindische Drohung wahr machen könnten und sich dem Einflusse des deutschen Gedankens entziehen. Von der Philosophie, der Musik braucht man nicht zu reden; aus den Wissenschaften, die auf geschichtlicher Forschung beruhen, habe ich die Namen von Bahnbrechern genannt. Stünde hier ein Vertreter der Naturwissenschaft, er würde auch eine solche Reihe vorführen. Unsere Aufgabe, Ihre Aufgabe, liebe Kommilitonen, ist es, festzuhalten, was der deutsche Geist für die Menschheit erobert hat, wahre Wissenschaft im Gegensatz zu der rhetorischen Putzkunst. Diese Rhetorik, diese bloß formale Bildung, war ein Erbe des Altertums aus seiner Verfallzeit, eine der Ursachen seines Verfalles. Überwunden ist sie durch das Erfassen des echten Hellenentumes, auf das jede Wissenschaft zurückweist, sobald sie sich auf ihren Ursprung besinnt. Dieses Lebenspendende Element unserer geistigen Bildung aufzugeben, bedeutet den Abfall von dem wahren Deutschtum, von den großen

Männern, die mit der Aufrichtung unserer geistigen Macht auch zu unsern jetzigen Siegen den Grund gelegt haben.

Es war der Glaube an die Macht des Geistes, die dem Preußen von 1810 den Mut gab, unsere Universität zu gründen, während es nicht über die Elbe reichte. Aber wenn Berlin gleich zu der ersten Universität Deutschlands gemacht ward, so geschah es zugleich in dem Glauben an die deutsche Zukunft des verstümmelten preußischen Staates. Napoleon, der große Tyrann und Kaiser, mochte wännen, daß der Staat Friedrichs des Großen nur eine Episode wäre, weil er ihn zu Boden geschlagen hatte. Ja, wenn Friedrich ein Tyrann gewesen wäre. Aber er war ein König, ein König in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Unlösbar wie durch Geschlechtsgemeinschaft waren unsere Fürsten mit ihrem Volke verwachsen. Wohl war es Willkür oder Zufall gewesen, der diese Landesteile am Niederrhein, in Westfalen, an Elbe, Oder und Pregel zusammengeschweift hatte. Ein Segen, daß sie so weit über Norddeutschland verstreut lagen, daß die Möglichkeit ausgeschlossen war, es könnte sich in dem östlichen Koloniallande ein preußisches Volk von den Deutschen absondern. Von einem preußischen Volke kann man eigentlich nicht reden, nur von dem Staate, denn nur das Deutschtum hatte der Märker Westfalens mit dem Kurländer oder gar dem Ostpreußen gemein. Aber das Staatsgefühl schloß sie zusammen, oder auch die Hingabe an ihren Fürsten, der ihnen den Staat darstellte. Denn in der Tat, nur die Fürsten hatten diesen Staat geschaffen; sie erzeugen seine Bewohner allmählich zum Staatsgeföhle.

Die Preußen sollen in diesen Tagen sich daran erinnern, daß gerade ein halbes Jahrtausend verstrichen ist, seit Kaiser

Sigmund dem Burggrafen Friedrich von Zollern die Marken übergab. Weder die Märker noch der Kaiser noch der Burggraf haben geahnt, daß dieser Akt weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen sollte. Friedrich I. hat den Erwerb des Kurfürstentumes wohl nur als Stufe zu höheren Würden betrachtet. Selbst die Kaiserwahl lag nicht außerhalb des Möglichen für ihn. So hat sich denn erst sein Sohn mit ausdauernder Energie der Aufgabe gewidmet, dem Unwesen zu steuern, das in dem Kurfürstentume herrschte. Mühsam gelang es ihm, den Widerstand von Adel und Städten zu bändigen; aber er erreichte doch, daß die Marken wieder ein festes Bollwerk gegen das dem ohnmächtigen Reiche gefährliche Slaventum wurde. Joachim I. versuchte auch der neuen Zeit Rechnung zu tragen und gründete die Universität Frankfurt an der Oder. Aber für den Humanismus war das Kolonialland noch nicht reif; und Joachim selbst erhob vergebens die Augen nach der Kaiserkrone. Glänzender hielt damals ein Hohenzoller als Erzbischof von Mainz einen Hof, an dem sogar Hutten eine Weile verkehrte. Ein anderer Albrecht vertauschte den schwarzen Mantel der Ordensritter mit dem Herzogsmantel und erhielt so, wenn auch als polnisches Lehen, Preußen dem Deutschthum und seinem Hause. Auf die Erschütterung durch die Reformation folgen auch bei uns matte, unfruchtbare und dann schier unseztliche Zeiten. Wer hätte dem Brandenburg Georg Wilhelms überhaupt eine Zukunft-zugetraut? Da er steht in Friedrich Wilhelm der wahre Gründer unseres Staates, der Schöpfer des Heeres, das zuerst dem Namen der Brandenburger einen Ruhm gewinnt, der über die Erde schallt. Mit diesem gewaltigen Manne beginnt die Reihe unserer Fürsten,

von denen jeder den Preußen eine lebendige Gestalt geblieben ist. Schon den Großen Kurfürsten denken wir uns lieber als in dem modischen Prunkgewande, das seinem Sohne als Zeichen der neugewonnenen Königswürde besser steht, als Kriegsmann über das Feld von Fehrbellin sprengend, oder auf dem Schlitten über das Haß jagend, jetzt wohl am liebsten als Steger von Warschau. Seit Friedrich Wilhelm I. gehört der schlichte Soldatenrock vollends zum preussischen Könige. Denn so ist es: im Heere ist dieses Volk mit seinem Könige verwachsen. Alle Ehrfurcht, auch wohl Furcht vor dem Blicke aus den stechenden Augen hat in Friedrichs Grenadiere ein Gefühl der Kameradschaft nicht erstiftet. Und wer 1870 unter König Wilhelms Grenadiere gelebt hat, weiß wie naiv und kühnlich sich ihre vertrauliche Liebe zu ihrem Könige äußern konnte. Heerkönig aller Deutschen war er, als er in Feindesland die Kaiserwürde annahm, ohne sie begehrt zu haben, nur dem einmütigen Wunsche der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes nachgebend. Fortleben wird seine heilige Gestalt nicht mit Krone und Scepter, sondern mit Helm und Schwert. Auch unseres Kaisers und Königs Majestät hat niemals heller geleuchtet, als da er feldgrau den einmütigen Reichsboten eine Kriegsbotschaft und zugleich eine Botschaft des Friedens verkündete.

Da sprach der Deutsche Kaiser zu dem deutschen Volke. Als Heerkönig aller Deutschen steht er im Felde gegen die Welt, die sich zur Zerstörung des deutschen Reiches verschworen hat. Da ist es nicht an der Zeit ein besonderes preussisches Gedenkfest zu feiern. Aber daß wir Preußen auch in dieser Zeit, deren Stimmung sich immer von neuem in dem

Sänge „Deutschland über alles“ äußert, unseres Herrschergeschlechtes und seiner Vergänglichkeit in Dankbarkeit gedenken, ist für uns Vorrecht und Pflicht zugleich. Zumal für uns hier. Das Haus, in dem wir uns befinden, hat Friedrich der Große erbaut, zum Nutzen für alle. Unser altes schönes Haus war das Schloß Prinz Heinrichs, König Friedrich Wilhelm III. hat es uns geschenkt. An seinem Geburtstag begehen wir das Jahresfest unserer Universität; heute ist der Geburtstag Friedrich Wilhelms IV., über drei Tage der Kaiser Friedrichs. Und als gute Preußen verleben wir diese Tage nie ohne die Erinnerung wie an teure Familienglieder.

Ein halbes Jahrtausend hat das Geschlecht der Hohenzollern über unsere Mark geherrscht, immer weiter ausgreifend an Macht, immer höher steigend. Gute und böse Tage hat es gesehen, sonnige Zeiten des Glanzes und trübe der schwersten Prüfung. Und heute. In kraftvoller Männlichkeit steht unser kaiserlicher Herr neben seiner erlauchten Gemahlin und dem Blütenkranze von Söhnen und Enkeln. Aber im Kampfe steht er mit seinen Söhnen, in einem Kampfe wie Friedrich 1756, wie Friedrich Wilhelm III. 1813. Wir wissen, welcher Drohungen und Schmähungen sich die Feinde gegen ihn vermessnen. Was fühlt da der Preuße, wie spricht er aus, was er fühlt? Da genügt die akademische Gemessenheit nicht, zu der ich mich bisher gezwungen habe. Das Herz ist zu voll. Der Professor genügt nicht: der Mann will sein Recht, der Preuße. Die Universität, das sind nicht bloß wir, die dazu verdammt sind hier zu sitzen, das sind auch die Glücklichen draußen, denen es vergönnt war, die Waffen für König und Vaterland zu führen, das sind auch die, welche für König

und Vaterland den Tod gefunden haben. Heute ist grade auf den Tag ein Jahr, daß mein ältester Sohn diesen schönsten Tod gestorben ist. Ich weiß es, er stimmt ein, sie stimmen alle ein, die Lebenden und die Toten, in den Vers des preußischen Dichters, mit dem wir den Lästerungen der Feinde die Antwort geben:

in Staub mit allen Feinden Brandenburgs.

Keine Schonung, keine Gnade, bis sie wirklich im Staube liegen.

Sie aber, denen es hier auch zu lang geworden sein wird, meinen ruhigen Betrachtungen zuzuhören, werden auch dem Gefühle des Herzens Luft machen wollen. Wohlan denn, lassen Sie uns gemeinsam unser Preußenlied singen, und sei uns das Bekenntnis zum Preußentume ein Gelöbniß, dem Kaiser und dem Reiche Treue zu halten, sei's trüber Tag, sei's heller Sonnenschein, im Leben und im Tode.